

ungarische Volkskunde den Rückstand aufholen, den sie auf diesem Gebiet im Vergleich zu den deutschsprachigen und skandinavischen Ländern hat.

László Lukács

Székesfehérvár

### Kultur und Bildung

SETZWEIN, BERNHARD: *Die Donau. Eine literarische Reise von der Quelle bis Budapest.* Stuttgart: Klett-Cotta 2004. 225 S., 8 Abb., 1 Kt.

In den letzten Jahren sind im Klett-Cotta-Verlag mehrere populäre literarische Reisebücher erschienen. Nach Venedig, Stuttgart, Berlin, München, Wien und St. Petersburg ist nun mit der Donau ein mitteleuropäischer Fluss an der Reihe. Als ordnender Erzählfaden zur Beschreibung der Stadtlandschaften bieten sich meistens Spaziergänge an. Bei einem Fluss jedoch braucht ein Autor *nur* dem Wasserlauf zu folgen, wie Perlen kann er die Ereignisse, besondere Landschaften, Bauten an den Ufern sowie bedeutende Persönlichkeiten aus Kunst und Gesellschaft der Donaustädte aufzählen. Konkret geht Setzwein auf folgende Städte und Dörfer ein: Furtwangen, Donaueschingen, Meßkirch, Sigmaringen, Ulm, Günzburg, Dillingen, Neuburg, Ingolstadt, Kelheim, Regensburg, Straubing, Deggendorf, Vilshofen, Passau, Linz, Mauthausen, Grein, Stein, Krems, Tulln, Kierling, Wien, Carnuntum, Preßburg (*Bratislava, Pozsony*), Visegrád, Komorn (*Komárno, Komárom*), Budapest. Wir treffen auf Spuren von Schriftstellern, Philosophen, Dichtern, Comedians, Zeitschriftenredakteuren, Dramatikern, Theaterregisseuren, Malern und Komponisten. Aber es sind auch künstlerische Multitalente, Reiseschriftsteller, Buchhändler, Filmregisseure, ein Wasserbauingenieur und ein Holzschneider unter ihnen.

Der zeitliche Rahmen der Beschreibungen reicht von den Römern über die Nibelungen bis in die Gegenwart. Die meisten Beispiele stammen jedoch aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Frühere Donaureisende kommen reichlich zu Wort, Setzwein zitiert Ludwig Bechstein, Eduard Duller, Joseph Kyselak, Lothar-Günther Buchheim, Ernst Trost, Eva Demski, Martin Graff, aber auch Donaupoeten wie Péter Esterházy und Claudio Magris.

Der Verfasser hat über die Donau bis Budapest ein sehr lesbares und zum Lesen anregendes Reisebuch vorgelegt. Ihm gelingt eine gute Mischung aus Donau- und Stadtgeschichten, Mythen, biographischen Anekdoten berühmter Töchter und Söhne der Donaustädte sowie aus kurzen Ausschnitten ihrer jeweiligen Werke. Bei den vorgestellten Büchern geht es um deutschsprachige Literatur oder in deutscher Übersetzung erreichbare ungarischsprachige und slowakische Schriften. Ausgewogen werden einerseits bekanntere Geschichten vorgestellt – etwa die ungeklärte Quellenfrage, die Rivalität der Donau mit dem Rhein, ihre Versinkung und die geschichtenreich beschriebenen Gefahrenstellen des Flusses wie der Greiner Strudel unterhalb von Linz oder der Donaudurchbruch zwischen Kelheim und Weltenburg. Andererseits wartet Setzwein auch mit überraschenden Informationen über Bayern als früheres Weintrinkerland, über Mundartendichter, die das ökologische Problem (Donauausbau bei Vilshofen) thematisieren (Harald Grill und Albert Mühldorfer), außerdem über einen bajuwarischen Science-fiction-Roman vom Untergang der Stadt Passau auf. Als ein ganz ausgefallener und interessanter Fund kann der 1998 erschienene Roman eines in den USA lebenden Inders über Budapestere Intellektu-

elle in den 1970er Jahren gelten, in dem der Donau ebenfalls eine wichtige Rolle zufällt (Joydeep Roy-Bhattacharya: „Der Gabriel Club“).

Setzwein legt besonderes Augenmerk auf grenzüberschreitende Projekte. Die seit 1983 erscheinende Zeitschrift ‚Passauer Pegasus‘ beispielsweise widmete je eine umfangreiche Sondernummer der tschechischen und der – in der deutschsprachigen literarischen Öffentlichkeit viel weniger präsenten –slowakischen Literatur. Hervorgehoben wird auch die in Ottensheim an der Donau von Christian Thahäuser verlegte grenzüberschreitende, teilweise zweisprachige Buchreihe („RanitzDrucke“) mit vielen ostmitteleuropäischen Autoren. Hier wurde auch das Buch des ungarischen Schriftstellers László Márton „Die fliehende Minerva“ veröffentlicht. Im Rahmen der Buchreihe werden jeweils 150 mit der Handpresse gedruckte, aufwendig gestaltete Exemplare angefertigt, bei deren Herstellung die Dichter selbst mitwirken können, da die Drucklegung an mehrwöchige Stipendiaufenthalte der Autoren vor Ort gebunden ist. Begegnung ist also bei diesem Projekt mehr als erwünscht.

Ein Personen- und Ortsregister sowie eine Landkarte auf der vorderen und hinteren Innenseite des Deckblattes erleichtern die Orientierung. Elf Schwarzweißfotos (Stadtansichten, Porträts, besondere Bauten) illustrieren die Beschreibungen. Bis auf wenige Ausnahmen findet man die erwähnten Bücher im Literaturverzeichnis.

Es ist klar, dass in einem Band von 224 Seiten die Donau nicht bis zum Mündungsdelta in Rumänien begleitet werden kann. Mit Sicherheit wäre es sehr interessant, gerade heute mehr über die südosteuropäische Geschichte der Donau als kroatisch-serbischer, serbisch-rumänischer, dann rumänisch-bulgarischer Grenzfluss, schließlich rumänisch-ukrainischer Strom bis zur Mündung im Schwarzen Meer zu lesen. Es bleibt also zu hoffen, dass diese Donaureise in naher Zukunft fortgesetzt wird.

*Krisztina Busa*

München

*Deutsche Sprache und Kultur im Raum Preßburg.* Herausgegeben von KRIEGLEDER, WYNFRIED – SEIDLER, ANDREA – TANCER, JOZEF. Bremen: Edition Lumière 2002. 228. S., zahlr. Abb. u. Tab. = Presse und Geschichte – Neue Beiträge 4.

Das Institut für Deutsche Presseforschung an der Universität Bremen veröffentlicht seit 1957 regelmäßig Bände („Studien zur Publizistik. Bremer Reihe – Deutsche Presseforschung“), in denen die Geschichte der Presse (Zeitschriften, Tageszeitungen), des Kalenders und im Allgemeinen die Geschichte der periodisch erscheinenden beziehungsweise populären und in großer Zahl herausgegebenen Publikationen dokumentiert und analysiert wird. Als 28. Band der Schriftenreihe sind die Konferenzbeiträge (1992) zum Presseecho und zur literarischen Resonanz der Französischen Revolution in der Redaktion von Holger Böning erschienen, der 1999 gemeinsam mit den Leipziger und Bamberger Lehrstühlen für Kommunikationswissenschaft (Arnulf Kutsch, Rudolf Stöber) beim Stuttgarter Verlag Steiner das „Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte“ aus der Taufe hob. Im Jahr 2000 richtete Böning in Bremen die neue Folge der pressegeschichtlichen Reihe („Presse und Geschichte – Neue Beiträge“) ein, seit Band 3 sind ihm Michael Nagel und Johannes Weber bei der Redaktionsarbeit behilflich. Die Schriftenreihe entsteht in internationaler Zusammenarbeit, wobei die Konferenzbeiträge oft in den einzelnen Bänden publiziert

werden. Neben den schweizerischen und österreichischen Universitätsinstituten und Lehrstühlen schlossen sich aus dem mitteleuropäischen Raum die germanistischen Institute von Danzig und Preßburg, von den im Aussterben begriffenen germanistischen Werkstätten Ungarns aber keine einzige dem Projekt an.

Nicht zufällig wurde eingangs die 1957 begründete Reihe erwähnt, wird doch das Profil des rezensierten Bandes durch diese Tradition und kommunikationsgeschichtliche Einstellung gekennzeichnet. Gemäß dem programmatischen Beitrag haben die Verfasser umfangreiche Presseerzeugnisse untersucht, von Periodika (Kalender, Zeitschriften, Wochen- und Tagesblätter, Betriebs- und Vereinsjahrbücher und populäre literarische Schrifreihen) über Reisebeschreibungen mit hoher Auflage, Autobiographien bis hin zu elektronischen Medien wie Rundfunk, Fernsehen oder digitale Medien. Die Reihe hat zwar einen historischen Charakter, aber es werden auch die gesellschaftlichen Wirkungen der Presseerzeugnisse sowie das Lesepublikum, das von ihnen beeinflusst wurde, untersucht. Nach dieser *Ars poetica* ist die moderne Welt ohne die Geschichte und ohne der geschichtlichen Wirkung der Medien nicht zu verstehen.

In Übereinstimmung mit seinen internationalen Beziehungen veröffentlicht das Bremer Institut auch zahlreiche Konferenzbeiträge, welche die Pressegeschichte thematisch nur am Rande berühren. So gibt es Publikationen im Themenkreis „Deutsche Sprache und Kultur im Karpatenbecken“ vorwiegend unter Mitwirkung der Universitäten Wien und Preßburg, die auch das Material der Tagungen mit vielen ungarischen Teilnehmern berücksichtigen. Die erste Konferenz der Veranstaltungsreihe fand im Mai 2001 in Smolenice statt; aus ihr ist das vorliegende Buch hervorgegangen. Die Tagungen 2003 und 2005 in der Stadt Schlaining beziehungsweise in Leutschau (*Levoča, Lőcse*) setzten im gleichen Themenkreis andere regionale Schwerpunkte.<sup>1</sup> 2007 stand in Sankt Michelsberg (*Cisnădioara, Kisdisznód*) bei Hermannstadt (*Sibiu, Nagyszeben*) Siebenbürgen im Mittelpunkt. 2009 und 2011 werden die Batschka und das Banat beziehungsweise die Region Süd-Transdanubien an der Reihe sein.

Der hier besprochene Band liefert einen Überblick über die Presse- und Mediengeschichte sowie die Fragen deutschen Sprachgebrauchs im Preßburg (*Pozsony, Bratislava*) der frühen Neuzeit (Erika Mayerova, Peter Ótvös), außerdem über die Geschichte der für die deutsche Bevölkerung wichtigen Institutionen des 17. bis 19. Jahrhunderts in den Bereichen Theater, Musikkultur, Gelehrten-gesellschaft, heimatkundlicher Verband (Katalin Czibula, Durina Múdra, Béla Hegedüs, Elena Man-nova). Die Buchgeschichte ist in zwei Teile gegliedert, wobei das Verlagswesen und der Buchhandel in vier Beiträgen behandelt werden. Die Geschichte der Preßburger deutschen Verlage beziehungsweise der deutschsprachigen Publikationen des 17. Jahrhunderts (Marta Fórišova, Lucia Lichnerová) ist kaum mehr als eine Aufzählung der leider nicht angeführten ungarischen Fachliteratur, die beiden anderen Aufsätze indes zeigen neue Aspekte auf und liefern neue Forschungsergebnisse über die Buchkultur des 18. und 19. Jahrhunderts. Sabine Reuter hat die Buchangebote der ‚Preßburger Zeitung‘ aus den Jahrgängen 1764-1773 zusammengetragen und untersucht, während Klaus Heydemann die Aktivität des Brünner Taßler Verlags und Handelshauses zwischen 1816 und 1832 präsentiert. Dabei hebt er im Hinblick auf

---

<sup>1</sup> *Deutsche Sprache und Kultur, Literatur und Presse in Westungarn/Burgenland*. Hgg. Wynfried Kriegleder, Andrea Seidler. Bremen 2004; *Deutsche Sprache und Kultur in der Zips*. Hgg. Wynfried Kriegleder [u. a.]. Bremen 2007.

die Geschäftsverbindungen des Verlages die Preßburger Region hervor, die übrigens nicht das verkaufsstrategische Hauptziel des Handelshauses darstellte. In einer neuen Monographie über die Geschichte des Buchhandels in Ungarn sollten die Ergebnisse dieser beiden Aufsätze berücksichtigt werden.

Das gelungenste Kapitel ist jenes über die Pressegeschichte von Andrea *Seidler*, die das Gebiet, das sie mit dem ersten Band der Buchreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts (auch für sich) abgesteckt hatte, nie für längere Zeit verlassen hat.<sup>2</sup> Ihr zweites Thema ist das Wirken von Karl Gottlieb Windisch. In ihrem hier besprochenen Beitrag legt sie das rezeptions-, anwendungs- und wirkungsgeschichtliche System des österreichischen und ungarländischen Pressewesens in einer Weise dar, dass sie damit zugleich ein Forschungsprogramm entwirft. Dies ist auch für die Forschungsorganisation in Ungarn wichtig, da die Verfasserin, die auch die internationalen theoretischen Ergebnisse und Quellen bestens kennt, eine Arbeit vorgelegt hat, deren Erkenntnisse und Zielsetzungen nahtlos an ein internationales pressegeschichtliches Programm anschließen.<sup>3</sup> Zugleich ist der Band auch ein strategischer Plan, der zeigen soll, unter welchen Gesichtspunkten das Institut für Deutsche Presseforschung der Universität Bremen die deutsche Pressegeschichte bis 2015 zu erforschen gedenkt (Quellenerschließung, medien- und kulturgeschichtliche Akzentsetzung, Forschungsthemen, Publikationsmöglichkeiten). Freilich bietet der Band noch viel mehr, legt er doch auch die Geschichte der deutschen pressegeschichtlichen Forschungen dar. Aus ungarischem Blickwinkel muss bedauerlicherweise festgestellt werden, dass es noch keine institutionelle Anknüpfung an dieses Programm gibt, obwohl die Präsenz der deutschen Presse außerhalb Deutschlands, ihre bibliographische Dokumentation, die Untersuchung ihres Inhalts und ihrer gesellschaftlichen Wirkungen im Band als eigene Forschungsrichtung akzentuiert wird. Es wäre zu begrüßen, wenn das neu gegründete Team zur Erforschung der Pressegeschichte innerhalb der Széchényi Nationalbibliothek diese Rolle in internationaler und institutionalisierter Zusammenarbeit übernehmen könnte.

Holger *Böning* erweitert dieses Grundkonzept um einen gattungsspezifischen Aspekt, indem er die für bäuerliche und kleinbürgerliche Schichten herausgegebenen fachbezogenen und kulturellen Presseerzeugnisse und Kleindrucke erfasst. So werden auch die Verlagspolitik in Wien, Brünn, Preßburg und Pest-Buda sowie der Inhalt der infolge der Aktivität von Sámuel Tessedik entstandenen Publikationen untersucht.

Der Band schließt mit Fallstudien über Liebhard Eghenvelden, den Preßburger Stadtschreiber des 15. Jahrhunderts (András *Vizkelety*), Mátyás Bél (Karl *Schwarz*), die deutschen Quellen der ‚Urania‘ (Márton *Szilágyi*), die Jugendliteratur des josephinischen Wien (Ernst *Seibert*) und Carl Anton Gruber, den in Szeged geborenen Preßburger deutschen Schriftsteller (Wynfried *Kriegleder*).

*István Monok*

Budapest

<sup>2</sup> Andrea *Seidler* – Wolfram *Seidler*: Das Zeitschriftenwesen im Donauraum zwischen 1740 und 1809. Kommentierte Bibliographie der deutsch- und ungarischsprachigen Zeitschriften in Wien, Preßburg und Pest-Buda. Wien [u. a.] 1988.

<sup>3</sup> Vgl. *Deutsche Presseforschung. Geschichte, Projekte und Perspektiven eines Forschungsinstituts der Universität Bremen. Nebst einigen Beiträgen zur Bedeutung der historischen Presseforschung*. Hgg. Holger *Böning* [u. a.]. Bremen 2004.

*Peregrinálók. Negyvenhárom magyarországi és erdélyi orvostanhallgató életrajza 1683-1783* [Peregriner. Biographien von dreiundvierzig ungarländischer und siebenbürgischer Medizinstudenten 1683-1783]. Szerkesztette és a szövegeket válogatta DÖRNYEI, SÁNDOR. Fordította, a magyarázatokot és az előszót írta MAGYAR, LÁSZLÓ ANDRÁS. Zebegény: Borda Antikvárium 2006. 189 S.

Diese Festschrift für den bekannten und anerkannten Budapester Philologen Sándor Dörnyei anlässlich seines achtzigsten Geburtstages ist ungewöhnlich und faszinierend zugleich. Sie eröffnet mit einem stilgerechten, an frühneuzeitlichen Autoporträts orientierten Stich: dem Konterfei des Jubilars und den Glückwünschen seiner Freunde, Verehrer und Schüler. Es folgt eine kurze Biographie Dörnyeis sowie das Verzeichnis der Veröffentlichungen des Bibliographen, Medizin- und Pharmaziehistorikers. Eine Art *kleine prosopologische Sensation* ist der Hauptinhalt mit den 43 ärztlichen Teilbiographien, denn das Buch wirkt so, als wäre es ein Ergänzungsband der vierbändigen Ärztebiographie von István Weszprémi: „*Succinta Medocorum Hungariae et Transilvaniae Biographia (1774-1787)*“ – mit authentischen, bislang unbekanntem beziehungsweise unberücksichtigten biographischen Angaben über ungarländische Ärzte des 18. Jahrhunderts.

Die Edition der Biographien junger Mediziner aus Ungarn und Siebenbürgen aus den Jahren 1683 bis 1783 war die Idee Dörnyeis, der sie im Laufe seines Berufslebens gesammelt hatte. Es handelt sich dabei um eine Sammlung lateinischer Texte, die anlässlich medizinischer Promotionsverfahren entstanden sind. Der jeweilige *Praeses* stellte in seinem Einführungsvortrag den Promovenden vor, und dieser Text wurde in die gedruckte Inauguraldissertation meist als Anhang aufgenommen. Obwohl nur 20 Biographien im Singular erster Person formuliert sind, ist davon auszugehen, dass alle Lebensläufe von den Doktoranden selbst geschrieben und von den Vorständen des Prüfungsausschusses nur überarbeitet und mit den üblichen Würdigungen und den damals üblichen formellen Einladungen zum festlichen Promotionsakt ergänzt wurden. Somit haben diese autobiographischen Angaben eine hohe Glaubwürdigkeit. In den meisten Fällen liefern sie zuverlässige Erkenntnisse über das Elternhaus, gegebenenfalls Tutoren, den Schulbesuch, die Vorbereitungen auf das Studium sowie die einflussreichen Lehrer und Gelehrten der besuchten Universitäten. Aus wissenschaftshistorischer Sicht ist ein wichtiger Bestandteil dieser Biographien die Beschreibung der akademischen Peregrination, der Studieninhalte und gewählten Fächer sowie die Nennung und Würdigung von Hochschullehrern. Auch wenn diese Texte nur Daten bis zum Ende des Studiums der Doktoranden liefern, zählen sie dennoch größtenteils zu den neuen Quellen mit vielen ergänzenden Informationen zu Familie und Person des Doktoranden, seinem Studium und zum Medizinunterricht an deutschen Universitäten im 18. Jahrhundert.

Die Übersetzung der lateinischen Texte ins Ungarische besorgte László András Magyar, der sie auch mit der Ärztebiographie von Weszprémi sowie dem Ungarischen Schriftstellerlexikon József Szinyeys verglichen hat. Sehr nützlich sind seine Kommentare und Feststellungen bezüglich der neuen Informationen im Vergleich zu den beiden Standardwerken sowie zur Sekundärliteratur. Die Quellen der Texte werden sowohl auf Latein als auch in ungarischer Übersetzung aufgeführt, die Namen der Promovenden sind nur in der lateinischen Originalversion wiedergeben.

Magyar hebt in seinem Vorwort statistische Angaben aus den Lebensläufen hervor, etwa dass 41 Medizinstudenten lutherischer und zwei calvinischer Konfession

waren, 22 von ihnen kaufmännischen beziehungsweise Land oder Minen besitzenden Familien entstammten, zehn Arzt-, vier Pfarrer- und drei Lehrersöhne waren. Zwei gaben den Vater als Apotheker, einer als Chirurg (Wundarzt) und einer als Landwirt an. Eine bemerkenswerte Erkenntnis aus den Biographien ist, dass die akademische Peregrination in vielen Fällen bereits in der Heimat begann, insbesondere um berühmte Gymnasien zu besuchen, aber auch oft mit der Absicht, landesübliche Fremdsprachen zu erlernen. So zogen beispielsweise Preßburger Deutsche in ungarische oder slowakische Gebiete, um entsprechende Sprachkenntnisse zu erwerben. Die Dauer des Auslandsstudiums betrug im Durchschnitt etwa fünf Jahre, wobei ein Mediziner nur ein Jahr angab; dafür dauerte das Studium bei neun Doktoranden bereits damals länger als sechs Jahre. Bedeutsam ist, dass zwölf Personen eine voruniversitäre medizinische und 14 eine pharmazeutische Vorbildung angaben, die zumeist bei inländischen praktischen Ärzten und Apothekern erfolgt war. Interessant sind auch die von den Doktoranden angegebenen Studienfächer. Die Spitzenposition nahm die Philosophie ein, gefolgt von der medizinischen Praxis, Physik, Anatomie, Mathematik, Chemie, Chirurgie, Physiologie, Pathologie, Arzneikunde, Botanik, Therapielehre, Rechtsmedizin, Diagnostik und Logik. Unter den studierten Disziplinen kommen aber auch Fremdsprachen, Geografie, Astronomie, Mineralogie, Bibliographie (!), Jura, Ethik, Poetik, Literatur, Geschichte und sogar Medizingeschichte vor. Damals standen ärztliche Spezialgebiete wie Geburtshilfe, Frauenheilkunde, Augenheilkunde, Kinderheilkunde selten im Mittelpunkt des Interesses der Studierenden. Beachtenswerte Daten sind auch über die besuchten Universitäten, vor allem die medizinischen Fakultäten, zu entnehmen, wie die große Vielfalt der unterrichteten Fachdisziplinen durch relativ wenig Medizinprofessoren; von letzteren gab es nur selten fünf bis sechs pro Hochschule.

Kurzbiographien in Dissertationen sind vor allem an mitteldeutschen Hochschulen der Frühaufklärung wie Jena, Leipzig, Halle, Göttingen, aber auch Wittenberg, Frankfurt und Königsberg nachgewiesen; diese Gepflogenheit scheint es hauptsächlich an den deutschen lutherischen Universitäten gegeben zu haben. Somit kann festgestellt werden, dass die überwiegende Mehrheit der 43 Promovenden, nämlich sieben Personen lutherische Deutsche aus Ungarn und Siebenbürgen waren. Eine Ausnahme stellt ein Text dar: der ausführliche Nachruf auf den Ödenburger Stadtphysikus Johann Adam Gensel (1677-1720) stammt aus dem Jahr 1720 und wurde vom Vorstand der berühmten deutschen Gelehrtenengesellschaft Leopoldina, Johann Mauritius Hoffmann, einem namhaften Medizinprofessor an der Nürnberger Universität zu Altdorf verfasst. Gensel hatte in Jena studiert und wurde 1703 in Padua promoviert. Er war seit 1712 ein botanisch interessiertes, schriftstellerisch aktives und anerkanntes Mitglied der Leopoldina. Hinsichtlich vieler Neuheiten erscheint die Aufnahme dieses Nachrufes in die Reihe der Doktoranden-Biographien durchaus gerechtfertigt.

Ein weiteres Beispiel verdeutlicht den hohen biographischen Wert der hier veröffentlichten Lebensläufe. Aus der Autobiographie von Johann Andreas Bayer aus Preßburg (*Pozsony, Bratislava*) erfahren wir, dass er sechs Jahre lang in Ödenburg (*Sopron*) beim Chirurgen Johann Michael Goldner „Wundarzneykunde“ und in der Apotheke von dessen Bruder Pharmazie gelernt hat. Seine akademische Ausbildung begann er in Dresden am Collegium medico-chirurgicum, wo er Heilkunde bei Haenel, Anatomie und Physiologie bei Pitschel, Rechtsmedizin bei Steinlocher, Chirurgie bei Wend lernte. Ab 1776 studierte er an der Universität Leipzig und ab 1779 am Collegium medico-chirurgicum zu Berlin. Seinen Dokortitel erwarb er 1784

in Leipzig. Weszprémi erwähnt ihn nicht, und Szinnyei verzeichnet nur den Titel seiner Inauguraldissertation, ohne jegliche biographische Daten dieses hervorragenden ausgebildeten Arztes. Neu ist für die medizinhistorische Forschung auch, dass Bayer das Dresdener Collegium medico-chirurgicum besucht hat, denn die ungarländischen Hörer dieser medizinisch-chirurgischen Ausbildungsstätte sind bisher unbekannt beziehungsweise unerforscht geblieben.

Besonders hervorzuheben ist auch die Ausführung des gebundenen und geschmackvoll gestalteten, mit einem Namensregister und Inhaltsverzeichnis ausgestatteten Bandes. Ein Ortsnamensregister und eine deutschsprachige Zusammenfassung wären hilfreich gewesen. Das Buch ist zweifelsfrei einzigartig und ein wichtiges Quellenwerk für alle an Universitäts-, Medizin- und Pharmaziegeschichte interessierten Leser, ebenso für Genealogen, Bio- und Bibliographen sowie Kulturhistoriker. Es kann aber auch durch die bildungsgeschichtlich relevanten Inhalte sowie die spätbarocke Sprache eine genussvolle Lektüre sein. Dass es eine sehr gelungene und angemessene Festgabe für den 80. Geburtstag Sándor Dörnyeis ist, versteht sich von selbst.

Robert Offner

Speichersdorf

SCHULTHEISZ, EMIL – MAGYAR, LÁSZLÓ ANDRÁS: *Orvosképzés a Nagyszombati Egyetemen 1769-1777* [Medizinunterricht an der Universität Tyrnau 1769-1777]. Az ajánlást írta VIZI E., SZILVESZTER. Sajtó alá rendezte GAZDA, ISTVÁN. Piliscsaba: Magyar Tudománytörténeti Intézet 2005. 403 S., zahlr. Abb. = Magyar Tudománytörténeti Szemle könyvtára 55.

Das durch Kardinal Péter Pázmány gegründete erste dauerhafte *studium generale*, die Jesuitenuniversität zu Tyrnau (*Nagyszombat, Trnava*), hatte philosophische, theologische und juristische Fakultäten, die medizinische wurde spät, auf Betreiben Gerald van Swietens gegründet. Sie verblieb in der Bischofsstadt lediglich sieben Jahre lang (1770-1777), um sich dann unter den besseren Bedingungen der Hauptstadt schnell entfalten zu können. Seit 1784 befand sich ihr Sitz endgültig in der Pester Innenstadt. Mit diesem Buch über die Geschichte des Medizinunterrichts an der Universität zu Tyrnau von der Gründung der Medizinischen Fakultät 1769 bis zu ihrer Verlegung 1777 nach Ofen (*Buda*) haben die beiden Herausgeber ein überfülliges Werk vorgelegt, eine monographische Aufarbeitung der Anfangszeit des ungarischen Medizinunterrichts hat viel zu lange auf sich warten lassen. Der Band in der Schriftenreihe des Ungarischen Wissenschaftshistorischen Instituts zu Piliscsaba wurde von István Gazda ediert und mit einer kurzen Empfehlung von Szilveszter E. Vizi eingeleitet.

Um eine Monographie im klassischen Sinne des Wortes handelt es sich dennoch nicht, sondern vielmehr um eine umsichtig und professionell zusammengestellte Sammlung von insgesamt 49 kultur- und medizinhistorischen Einzelbeiträgen von 15 Autoren; die meisten davon wurden bereits veröffentlicht, manche sogar mehrfach. Das Werk ist in fünf Kapitel gegliedert. Aus dem ersten („Der Medizinunterricht in der Zeit vor der Medizinischen Fakultät zu Tyrnau“) sind vor allem die einschlägige Übersicht von Emil Schultheisz über die historische Entwicklung der Heilberufe und des *medizinischen Privatunterrichts* im historischen Ungarn, die zwei Artikel über die Gründungspläne einer medizinischen Ausbildungsstätte von János

Dániel Perlitzi (József *Antall*, Viola R. *Harkó*, Tivadar *Vida*) sowie die Fragmente des Berichts von Anton *Störck* (1787) über den Betrieb der Medizinischen Fakultät zu Wien im Jahr 1774 hervorzuheben. Im zweiten Kapitel („Die Medizinische Fakultät in Tyrnau“) behandelt Schultheisz die Rolle des großen Wiener Medizinreformers Gerald van Swieten bei der Planung und Gründung der Tyrnauer Medizinschule. Weitere Aufsätze befassen sich unter anderem mit dem Reformerschluss von Maria Theresia zur Tyrnauer Universität von 1769, dem Beginn des Unterrichts am Ende des Jahres 1770, den Statuten von 1771, der Besoldung und Bezüge der Professoren, dem Prüfungswesen und den Erweiterungsversuchen. Umfangreich und facettenreich ist auch das dritte Kapitel („Lehrstühle und Professoren“), in dem schwerpunktmäßig die fünf medizinischen Ordinarien vorgestellt werden (Trnka, Prandt, Winterl, Plenck, Schoretics). Hierbei handelt es sich um ausführliche Ärzteporträts aus der Feder von Schultheisz. László András *Magyar* leistete einen wichtigen Beitrag mit seinen Übersetzungen bisher schwer zugänglicher Quellen zum Lehrkörper. Erwähnenswert sind in diesem Zusammenhang der Nachruf von Trnka auf Schoretics, die Vorworte zu den Lehrbüchern der Anatomie sowie der Chirurgie von Plenck und der Nachruf auf Plenck. Beachtenswert ist auch Frigyes *Perényis* Aufsatz über die Anfänge der Apothekerausbildung in Tyrnau. Das vierte Kapitel („Die Hörer der Medizinischen Fakultät“) beginnt mit einer grundlegenden Synthese von Norbert *Zólyomi Duka*, einem der eifrigsten Erforscher dieses Themenkreises, gefolgt von Übersetzungen der thesesianischen Reglementarien durch Magyar, der Vorstellung der Tyrnauer Inauguraldissertationen durch Sándor *Dörnyei* und einiger namhaften Absolventen, beispielsweise Jakob Reineggs und Jakob Frigyes Fukers, durch Schultheisz und Lajos *Tardy*.

Mit der „Verlegung der Medizinischen Fakultät nach Ofen“ setzen sich die Beiträge des fünften Kapitels auseinander. Besonders hervorzuheben ist der nachgedruckte Überblick über die Umstände der Verlegung vom bekannten Medizinhistoriker Tibor *Györy* aus dem Jahr 1936. Mit der offiziellen Neueröffnung der ehemaligen Tyrnauer Universität im Burgpalast von Ofen (1780) und der inhaltlichen Modernisierung des Medizinunterrichts, insbesondere der Naturwissenschaften an der jungen Ofener Universität, befassen sich zwei kürzere Aufsätze von Ferenc Xavér *Linzbauer* aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, die von Magyar übersetzt wurden.

Zu den Stärken des schön gestalteten und sehr gut gegliederten Buches zählen die sorgfältige Auswahl bekannten und unbekanntem Materials zur Geschichte der Medizinischen Fakultät in Tyrnau sowie die Veröffentlichung schwer zugänglicher, aber wichtiger Quellen. Diese historischen Texte ergänzen und bereichern das Gesamtbild, ohne sich in Details zu verlieren. Insgesamt sind die Beiträge trotz ihrer Heterogenität nicht nur leicht zu lesen, sondern auch sehr informativ und mit passenden schwarz-weiß Abbildungen illustriert. Durch den umfangreichen Anmerkungsapparat wichtiger medizinhistorischer Beiträge – vor allem jener von Schultheisz – erhält der Leser wertvolle Hinweise auf die Fachliteratur zu den behandelten Themen. Sowohl aus Sicht der Medizin- als auch der Universitätshistoriographie ist diese Publikation ein Beispiel dafür, wie eine solche Aufgabe unter Hinzuziehung von Quellen und kritischer Berücksichtigung der Sekundärliteratur optimal zu lösen ist. Den beiden Autoren und Herausgebern gebührt große Anerkennung für ihren Band, der zugleich als Maßstab für ähnliche Projekte gelten sollte.



FOX, EDWARD: „*Der Mann, der zum Himmel ging*“. Aus dem Englischen von Caroline Einhäupl. Berlin: Klaus Wagenbach 2006. 96 S., 11 Abb.

Viele Kulturen haben die Anerkennung der Welt bitter nötig. Teils weil sie der Welt einiges geleistet zu haben glauben, teils – und die meisten Kulturen gehören in diese Kategorie – weil sie zu ihren aktuellen Lebensbedingungen zumindest einen psychologischen Beistand benötigen. Auch in Ungarn misst man gerne den Menschen des Landes große Leistungen zu und bemängelt zugleich die fehlende Anerkennung der *übrigen Menschheit*. Die Literatur bietet zwar eine Möglichkeit, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu lenken, doch die ungarische Literatur ist wiederum an die eigene Sprache gebunden und kann deshalb nur mit Hilfe von Übersetzungen eine gewisse Achtung erringen. Die unterschiedlichen Denk- und Wertssysteme der einzelnen Kulturen sind dadurch kaum zu überbrücken. Es bleibt nur die Hoffnung, dass auch die *größeren* Kulturen und Sprachen ihre eigenen Darstellungen zu den Leistungen der *kleineren* erstellen und diese so in die *Weltkultur* eingliedern. Diese Aufnahme der eigenen Topoi in das gemeinsame Kulturerbe der Menschheit kann aber nicht ohne Verlust beziehungsweise Relativierung der in den nationalen Traditionen verankerten Vorstellungen stattfinden.

Wenn Graf Dracula in die Weltliteratur aufgenommen wird, werden die Menschen in der geographischen Umgebung des ursprünglichen Dracula-Glaubens ihn kaum wieder erkennen. Wenn ein Wüstenforscher als „Der englische Patient“ Welt Ruhm erlangt, werden Forscher, die sich mit der authentischen Person hinter der Geschichte befassen, leicht durch eine Mischung aus Fakten und Fiktion irritiert. Wenn eine englischsprachige Essaybiographie über den ungarischen Tibet-Forscher Sándor Kőrösi Csoma (1784-1842) erscheint, bekommt man demonstrativ die krassen Unterschiede in der Betrachtung und die dadurch im Laufe der Zeit entstandene Spannung zwischen den Narrativen vor Augen geführt.

Die deutsche Übersetzung der 2001 auf Englisch veröffentlichten Biographie von Edward Fox über Kőrösi Csoma ist in der Sparte „Helden und Exzentriker“ der Verlagsreihe „SALTO“ erschienen. Diese kurze Biographie des historischen Urheimatforschers der Ungarn aus der Feder eines in Amerika geborenen und in London lebenden Autors ist eine bedeutende Bestätigung von Csomas großen Verdiensten. Das Thema bietet sich geradezu ideal zur Aufarbeitung an, es gibt wenig authentisches Material und viel Sagenhaftes um die Person Csomas, also sind sowohl die eigene Phantasie als auch der kritische Blick eines Autors stark gefragt. Das Ergebnis ist ein spannendes Buch, das zwar auf der Ebene der Fakten wenig Neues bringt, aber die bisher überwiegend aus der ungarischen Geschichte und Kulturgeschichte bekannten Positionen zu *Alexander Csoma de Kőrös* um eine neue ergänzt. Fox schildert Leben und Werk seines Helden aus dem Blickwinkel des Britischen Imperiums und stellt damit die zu Übermut neigenden nationalen Narrativen in einem viel komplexeren, meistens aber wesentlich ernüchternden Zusammenhang dar.

Der in der südöstlichen Ecke des Habsburgerreiches, in Siebenbürgen geborene Csoma hatte ein entbehrungsreiches, durch sein Talent bestimmtes Leben. Im calvinistischen Bethlen-Collegium von Großenyed (*Aiud, Nagyenyed*) erfasste ihn der romantische Anspruch, die um jene Zeit heftig umstrittene Herkunft der Ungarn zu erforschen. Die Vorbereitung dazu fand einerseits durch eine in Gelehrtenkreisen nahezu beispiellose Askese statt, andererseits durch die europäischen Bildungsstätten (fast zwei Jahre in Göttingen), wo die Methoden zur Erforschung sprachlicher Verwandtschaften gerade erarbeitet wurden. Als der sprachlich und körperlich vor-

bereitete Csoma Ende 1819 zu Fuß seine *Reise* begann, zeigten sich die Kühnheit und zugleich die Zerbrechlichkeit seines Plans.

Mit seinem Plan, in die nordwestlichen Provinzen Chinas vorzudringen, geriet er ungewollt, aber für seine selbst gestellte Aufgabe folgenswer in einen Konflikt zwischen den Großmächten Russland, China und England, die mit der Eroberung und Aufteilung dieser abgelegenen innerasiatischen Gebiete begonnen hatten. Das spannungsvolle Verhältnis des Habsburgerreiches und des Osmanischen Imperiums zu diesen Bestrebungen erschwerte zusätzlich den Beginn der von Csoma entworfenen Forschungen. Er hatte vom Habsburgerreich keine gültigen Papiere für die Reise durch Russland bekommen, weshalb er seinen ersten Versuch von Südwesten her unternahm, um über Bagdad nach Teheran und Buchara zu gelangen. Der sich immer wieder als armenischer Pilger ausweisende Csoma durfte während seiner Reisen keine Aufzeichnungen machen, da diese ihn eindeutig als Spion überführt hätten. Sein erster Versuch endete 1821 in Buchara mit der Erkenntnis, dass die russischen Kriegsvorbereitungen in der Region die Weiterfahrt unmöglich machten.

Den zweiten Versuch, in seine eigentliche Forschungsregion vorzudringen, startete Csoma 1822 aus dem westlichen Punjab. Dieser Versuch brachte ihn zwar auch nicht näher zu seinem eigentlichen Ziel. Doch in den insgesamt sieben Jahren, die er in verschiedenen tibetischen Lamaklöstern mit dem Studium von Manuskripten verbrachte, erlangte er wenigstens wissenschaftlichen Ruhm. Nachdem Csoma diese heroische Quellenforschung beendet hatte, widmete er die nächsten zehn Jahre seines Lebens in Kalkutta, als Bibliothekar der Asiatic Society of Bengal, der Bearbeitung seiner Aufzeichnungen und der Erstellung einer Tibetischen Grammatik (*A grammar of the Tibetan language*. Kalkutta 1834) sowie eines Tibetisch-Englischen Wörterbuchs (*Essay towards a dictionary Tibetan and English*. Kalkutta 1834). Für diese beiden Publikationen wurde er zum Mitglied der Royal Asiatic Society (1830) in London und zum Ehrenmitglied der Asiatic Society of Bengal (Kalkutta 1833) gewählt. Die internationale wissenschaftliche Anerkennung Csomas beruht bis heute auf diesen Pionierleistungen der Tibetforschung.

Den dritten Versuch, die Urheimat der Ungarn zu finden, plante der bereits etwa zwanzig Sprachen kennende Csoma 1842 über Lhasa, wohl wissend, dass China sämtliche Einreiseversuche in die von ihm anvisierten Gebiete streng bestrafen würde. Er bereitete sich auf die Reise wie jemand vor, der sicher ist, dass er nicht zurückkehren werde. Doch ehe er überhaupt in die Region der eigentlichen Gefahren vordringen konnte, erkrankte er an Malaria und starb kurz danach. Beerdigt wurde er in Darjeeling.

Die romantische Geschichtsschreibung hat in Ungarn Csoma seit den 1820er Jahren patriotische Begeisterung und vor allem nach 1830 auch finanzielle Unterstützung zuteil werden lassen. Csoma hat jedoch die für ihn gesammelten Summen immer wieder der Ungarischen Akademie der Wissenschaften oder seinen ehemaligen Schulen zurückgestiftet. Wegen seiner Askese hat man ihn später auch als spirituelles Emblem, als mythische Buddha-Figur geehrt. Seine wissenschaftlichen Aufzeichnungen werden seit Ende des 19. Jahrhunderts Stück für Stück aufgearbeitet.

Edward Fox schildert Csomas persönlichen und fachlichen Lebensweg zunächst in ernüchternd kurzen Zügen und kühlem Ton. Dem Leser wird deutlich, dass viele berühmte ungarische Reisende und Forscher (außer Csoma zum Beispiel Antal Reguly, József Pápay, Ármin Vámbéry, Aurél Stein) mit all ihren enormen Anstrengungen lediglich nur fremde, zumeist koloniale Ziele größerer Mächte befolgen und unterstützen konnten. Sofern sie etwas für die nationale Wissenschaft erreichten,

waren diese Ergebnisse meistens nur *Mitbringsel* ihrer Aufträge. Auch Csomas wissenschaftliche Leistungen wurden voller Anerkennung bewertet. Fox fasst zusammen: »Csomas Leistung war die – gründliche, zuverlässige und systematische – Einführung des gesamten Schrifttums einer Kultur in die westliche Welt, die dieser bis dahin völlig unbekannt war. Es war das wissenschaftliche Äquivalent zur Entdeckung eines neuen Kontinents. So gesehen kann sein Werk als eine der letzten großen europäischen Entdeckungen bezeichnet werden.« (S. 54-55.)

Umso überraschender und geradezu unverständlich sind die im Text regelmäßig auftauchenden, merkwürdig subjektiven, oft lapidaren und deshalb völlig überflüssigen Anmerkungen des Verfassers, die offensichtlich das Verständnis des Lesers für Csomas Leben und Leistung wecken sollen, in ihrer Unmotiviertheit jedoch eher an die Sprache und die psychologische Einstellung der heutigen Medien erinnern. Inmitten der Schilderung der überaus bedrückenden Widrigkeiten und Enttäuschungen im Kloster Phungtal (1826) erlaubt sich Fox den Kommentar: »Die seelische Belastung muß unerträglich gewesen sein.« (S. 67.) Möglich – aber gab es für Csoma etwas Erträgliches? Bei Shakespeare reichte an solchen Stellen zum Ausdruck des Entsetzens ein einfaches Wort: Alas!

Auch die am Ende des Buches gebotenen psychologisierenden Erklärungsversuche verfehlen ihr Ziel spätestens dort, wo folgender Satz zu lesen ist: »Ein Psychiater von heute hätte vielleicht die verschiedenartigsten narzißtischen Persönlichkeitsstörungen diagnostiziert.« (S. 85.) Gewiß sind Psychiater und alle andere Gelehrten imstande, honorarabhängig allerlei fachlich erscheinende Feststellungen zu formulieren, aber man muss diese Aussage zweimal über die Zunge gehen lassen: Narzißmus im winterlichen Tibet, in den unbeheizten Klöstern von Zangla und Kanum...? Nach solchen gedanklichen und erzähltechnischen Sprüngen soll der ähnlich unmotiviert anmutende Schlusssatz wenigstens den religiös eingestellten Leser beruhigen: »Gott allein ist allwissend.« (S. 86.) Aber was wird aus der übrigen Leserschaft?

Das Buch bleibt eine *Metapublikation* zwischen verschiedenen literarischen Gattungen (wissenschaftliche, biographische, spirituelle und abenteuerbezogene Aspekte kommen vermischt zur Geltung), aber gerade diese Vielschichtigkeit kann bei den Lesern Enttäuschung hervorrufen. Der Umgang des Verfassers mit den philologischen Fakten ist jedenfalls problematisch. Die zahlreichen Publikationen zum Leben und Werk Csomas sind zwar pure Tatsachen, aber sie können schwer in eine populäre Gattung eingebunden werden. Die Folge hiervon ist die lockere Handhabung der Quellen. Es kommt vor, dass der Leser Zitate des Verfassers auch mit Hilfe der Literaturangaben nicht verifizieren kann. So werden Quellentexte (zum Beispiel S. 16) ohne Angabe der Seitenzahlen zitiert. Die kurze Auswahlbibliographie am Ende des Buches (S. 88) führt hauptsächlich nur in Weltsprachen erschienene Titel an. Jener der von József Terjék redigierten „Erinnerungen an Sándor Csoma de Körös: Briefe, Urkunden, Memoiren“ (*Emlékek Körösi Csoma Sándorról: levelek, okiratok, emlékezések*) wird mit „Jozef Terjek: Alexander Csoma de Körös 1784-1842“, also nicht korrekt wiedergegeben. Außerdem fehlt ein Hinweis auf die *online* erreichbare umfangreiche Bibliographie von Csoma, die von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften erstellt wurde (<http://csoma.mtak.hu/hu/bibliografia.htm>). Wieder einmal kann der Leser nicht entscheiden, ob diese kleinen, aber störenden Fehler dem Autor oder dem Verlag anzulasten sind.

FORGÓ, LÉDA: *Der Körper meines Bruders. Roman*. Zürich: Atrium 2007. 333 S.

Die Geschichte einer Budapester Familie in den 1950er und 1960er Jahren wird aus der Perspektive von Tochter Borka geschildert. Mutter (Mo) und Vater arbeiten in einer Konservenfabrik am Fließband. Mo weigert sich zunächst, ihre Mutterrolle wahrzunehmen, stillt Borka und ihren Zwillingenbruder Palkó nicht und hat Angst vor jeder Berührung. Sie überlässt die Pflege der Zwillinge, wenn irgend möglich, dem Vater. Sie ändert sich erst nach traumatischen Erlebnissen, nachdem ihr Sohn während der Revolutionswirren 1956 auf der Straße getötet wird, und ihr Ehemann sich kurz nach dieser Tragödie erhängt. Es entsteht eine symbiotische Beziehung zwischen Mutter und Tochter, die zwar durch die Partnersuche der Mutter teilweise gelockert wird, sich aber nie zu einer für alle Beteiligten gleichermaßen erfüllenden Familienbeziehung entwickelt: Mo kämpft um die Männer, Borka um Mo, und die Männer finden Mo und Borka nie gleichzeitig sympathisch.

Gombóc, einen Freund des Vaters, würde Borka als Stiefvater akzeptieren, aber der dreifache Familienvater ist für Mo nur eine kurze Affäre und Trost nach dem Tod ihres Mannes. Länger bleibt, zu Borkas Leidwesen, der Parteifunktionär Endre. Dieser hat wegen einer Affäre zu einer Kollegin, die sich ins Ausland absetzt, seine Position verloren und lehrt als Hilfsdozent an der Universität antike Geschichte. Mo steigt mit Endres Hilfe in der Fabrik zur Dekorateurin auf und gestaltet wandhohe Leninköpfe für die offiziellen Feiertage.

Borkas Kindheit und Pubertät ist von der Suche nach Anerkennung, Vertrauen und Liebe gekennzeichnet. Den Verlust von Vater und Bruder und das Erscheinen eines Konkurrenten um die Liebe der Mutter kann das Mädchen nur schwer verarbeiten. Im Kindergarten ist sie noch der Liebling, in der Grundschule fängt sie aber an, ihre Mitschüler zu prügeln und bekommt sehr schlechte Noten. Dafür erntet sie zu Hause nur Prügel: Endre schlägt sie einmal so zusammen, dass sie eine Woche lang nicht in die Schule gehen kann. In der Grundschule kann sie dem Schulverweis nur mit Hilfe ihrer Großmutter, einer Parteifunktionärin, entgehen. Diese bekommt Borka bei dieser Aktion erstmals seit der Beerdigung des Vaters wieder zu Gesicht – ein Kennenlernen kann man das nicht nennen. Die Mutter als einzige Vertrauensperson kann Borka auch nicht schützen, neben den kriselnden Beziehungen und den Problemen mit der Tochter sucht sie ihre eigene Anerkennung immer mehr in der Arbeit. Dass sie in der Schule verspätet eintrifft, als über Borkas Schulverweis entschieden wird, kann man noch erklären; wieso sie die Tochter aber vor dem brutalen Prügelausbruch von Endre nicht schützt, ist nur schwer nachzuvollziehen.

Als Ausweg schickt die Mutter Borka zum heimlichen Religionsunterricht bei Pfarrer Zorán, der – kaum aus dem Gefängnis entlassen – die Gemeinde langsam wieder aufbaut. Borka verbringt bald jeden Nachmittag bei ihm und erfährt das erste Mal volle Aufmerksamkeit. Die Tatsache, dass der Pfarrer sie mag, stärkt ihr Selbstbewusstsein enorm, aber der Gemeinde will sie nicht angehören. Nach Außen kann sie diese positive Erfahrung leider nicht tragen, und als der Pfarrer abgeholt wird, bleibt sie mit einer weiteren Portion Gewissensbissen wieder auf sich allein gestellt und überlegt, ob sie der Auslöser dieses Ereignisses gewesen sein könnte.

Die pubertierende Borka zieht sich immer mehr in ihre eigene Traumwelt zurück und liegt, für die Mutter unerreichbar, stundenlang im Halbschlaf. Ab der fünften Klasse hat sie zwar eine nette neue Lehrerin, aber ihre Träumerei geht so weit, dass sie sich eine beliebige Wirklichkeit und Vergangenheit mit endlosen Lügen aufbaut, womit sie auch das Vertrauen der neuen Lehrerin schmerzlich verspielt.

Eine kurze positive Phase, in der Endre ihr viel Spannendes über kaum bekannte Figuren der antiken Geschichte erzählt und sie sogar in die Nationalbibliothek zur Recherche mitnimmt, lässt sie auf eine normale Familienbeziehung hoffen. Borka strengt sich an, diesen Burgfrieden nicht zu gefährden. Endre verlässt jedoch kurz darauf unerwartet ihre Mutter und sie; diesmal kann Borka nicht einmal Sehnsucht empfinden wie bei ihren toten Verwandten, denn Endres Entscheidung entstand aus freien Stücken.

Nach drei Jahren treffen sich Borka und Endre zufällig während eines Ausfluges, bei dem Endre als Historiker bei der Berufswahl der Schüler helfen soll. Auf dem Rückweg von einem Wiedersehensessen hören sie die ohrenbetäubenden Geräusche der ungarischen Panzer, die in Richtung der Tschechoslowakei rollen, um die Revolution niederzuschlagen. Endre beugt sich schützend über Borka: »Er leckte sich die Lippen, als ob er was sagen wollte, er küsste mich aber nur väterlich auf die Stirn, dann weniger väterlich auf den Nasenflügel, dann ganz unväterlich und gierig auf die Lippen [...]« (S. 299.) Borka könnte sich hier noch wehren, sie tut es aber nicht, vielleicht auch aus einer Art pubertierendem Trotz und Abnabelungsgefühl gegenüber der Mutter. Kurz darauf, nach ihrem ersten heftigen, mit einer Alkoholvergiftung endenden Rausch im Weinkeller des Gastgeber-Professors, wird sie von Endre vergewaltigt. Borka merkt davon nichts, bis die Folge ihrer »verpasste[n] Vergewaltigung«, ihre Schwangerschaft, entdeckt wird. Das vor der Mutter verheimlichte Wiedersehen zwischen Endre und Borka, das das pubertierende Mädchen zuerst als notwendigen Verrat an der Mutter bezeichnet, erfüllt ihren Zweck nicht. Borka schämt sich für ihre Alkoholexzesse und ist überzeugt, dass Endre denkt, sie sei noch immer eine ekeleregende, blöde Göre wie vorher. Außerdem ändert sich Borkas Lage mit der Vergewaltigung und der Schwangerschaft, da sie die verratene Mutter gerade jetzt braucht. Nach einem zweiten *Verrat*, einem heimlichen Treffen mit Endre, von dem sie panisch und mit der Angst zielloos davonrennt, der Zeuger des Kindes könnte dem Baby etwas antun, landet sie zu Hause wieder bei der Mutter. Die reuige Tochter ist wieder da, und die Mutter kümmert sich um sie wie um ein kleines Kind.

Wie sieht am Ende Borkas Lage aus? Mo ist damit einverstanden, dass sie nicht in die Schule geht; ihre beste Freundin, die tief religiöse Zsuzsó, wendet sich von ihr ab, als sie von der Schwangerschaft erfährt. Endre ist nicht nur als Stiefvater, sondern auch als *Partner* gescheitert und lässt Borka mit der Situation alleine. Andererseits ist es auch verständlich, dass Borka wegen der Entstehungsumstände des Kindes nichts mehr von ihm wissen will – selbst wenn Endre Interesse zeigen würde. Borka kann ihre Abnabelungsbestrebungen gegenüber der Mutter einstweilen vergessen, sie ist mehr denn je auf sie angewiesen. Alles ist ungewiss.

Die Stärken von Léda Forgós Roman stecken in den Details. Borkas kindliche Perspektive auf die Welt der Erwachsenen und den sozialistischen Alltag in Budapest zeichnet die Autorin mit feiner Ironie, Selbstironie und einem witzigen distanzierten Ton. Dies erinnert streckenweise an „Die letzte Fenstergiraffe“ des ungarischen Autors Péter Zilahy, das aus der naiven Kinderperspektive die Absurdität des sozialistischen Alltags der 1970er Jahre entlarvt. Besonders spannend ist auch der Umgang der Autorin mit der Körperlichkeit, wie sie etwa Borka ihre Umgebung durch Gerüche und Geräusche wahrnehmen oder sie den ganzen Roman hindurch immer wieder erbrechen lässt.

Die vielen kurzen, gekonnt abgerundeten Szenen werden jedoch teilweise aus dem Gleichgewicht gebracht. Zwei geschichtliche Ereignisse, die 1956er Revolution

in Ungarn und die Niederschlagung des Prager Frühlings 1968, rahmen die Geschichte ein, wirken aber ohne ihre Ereignishaftigkeit nur wie Kulissen, um Außergewöhnliches geschehen zu lassen und zu legitimieren. Die Figur der Mutter, die sich 1956 mit zwei kleinen Kindern auf dem Rücken bei Schießereien auf der Suche nach ihrem Ehemann auf die Straße begibt, hat etwas Unrealistisches an sich, mit sehr realen Folgen (Tod des Sohnes, Selbstmord des Ehemannes). Die »verpasste Vergewaltigung« durch den Stiefvater (S. 309, Marquise von O. lässt grüßen), während die Panzer 1968 rollen, ist eine andere unwirkliche Szene, mit wiederum sehr handfesten Folgen für Borka (Schwangerschaft). Beide Bilder sind fast zu stark, ragen aus der Geschichte heraus und rauben den Figuren ein Stück Glaubwürdigkeit.

Die 1973 in Ungarn geborene Autorin lebt seit 1994 in Deutschland. „Der Körper meines Bruders“ ist ihr erster in deutscher Sprache verfasster Roman, für den sie 2008 den namhaften Adelbert-Chamisso-Förderpreis erhielt. Dieser Preis wird für deutschsprachige Werke von Autoren nichtdeutscher Sprachherkunft vergeben. Der Roman macht jedenfalls Lust auf mehr.

*Krisztina Busa*

München

PETŐCZ, ANDRÁS: *Idegenek. Harminc perccel a háború előtt. Regény* [Fremde. Dreißig Minuten vor dem Krieg. Roman]. Budapest: Palatinus 2008. 241 S.

Der Roman beginnt fünfzehn Jahre nach der Handlung und endet eine halbe Stunde vor dem angekündigten Ereignis. Die Hauptdarstellerin muss einen Krieg überlebt haben; sie ist es, die in der Einleitung ein Friedhofsgrab pflegt. Ob sie in die Freiheit entkommen ist und nun in Frieden lebt, bleibt aber offen. Der Wechsel der Zeitebenen ist nur eines der erzähltechnischen Mittel, mit denen der Autor erahnen lässt, dass die durchlebte Vergangenheit wiederkehren könnte.

Das Gefühl der Beklommenheit durchdringt die gesamte Handlung. Ein achtjähriges Mädchen ist mit seiner Mutter auf der Flucht – irgendwoher, irgendwohin. In einer Kleinstadt angekommen, finden sie in einem Pfarrhaus Unterschlupf. Sie geraten in ein Umfeld, in dem die Identität der Gestalten zumeist verborgen oder verschleiert bleibt, das aber durch eine jeweils höchst persönliche Befindlichkeit zusammengehalten wird. Anna, wie das Kind fortan heißt, ist eine unter vielen namenlosen *Fremden*. Sie alle schlagen sich durch den Alltag einer Militärdiktatur am Rande eines Kontinents – womöglich Europas –, wo sich Flüchtlingsströme und mit ihnen ethnisch-kulturelle Verschiedenartigkeiten kreuzen. Hinweise auf Kleidung, Hautfarbe und Berufsstand lassen auch Roma und Muslime zum Vorschein treten, zu denen zeitweise weitere Zwangsmigranten stoßen; sie sind wahrscheinlich afrikanischer Herkunft. Quarzuhren, biometrische Erfassungen von Personalien und Computer versetzen Szenen von Bedrohung und Zerstörung, Angst und Schrecken in die zurückliegenden zwei-drei Jahrzehnte. Alle sind auf sich gestellt und ihrem Schicksal ausgeliefert. Selbst die offenbar slawischsprachigen Besatzer, zu denen auch ein Yurij gehört, sind nicht vor Übergriffen einer rivalisierenden Vormacht gefeit.

Die Art der Wahrnehmung und Schilderung der allgegenwärtigen Fremdheit überträgt die Unruhe auf den Leser, der einige Seiten benötigt, um sich an den abgehackten Textfluss zu gewöhnen. Die Chronik der Ereignisse verteilt sich auf eine strenge Abfolge von Absätzen, die wenige und schnörkellose Sätze beinhalten. Anna

redet, wie es Kinder zu tun pflegen, meint man, bis – sehr bald – klar wird, dass hier eine frühreife Zeitgenossin ihre Umwelt nicht nur beobachtet, sondern auch beurteilt. Einer ihrer Sätze bereitet die Kernfrage des Romans vor: »Meine Mutter hat mir das Lügen beigebracht, damit ich am Leben bleibe.« (S. 23.) Doch der Ratschlag zur hemmungslosen Anpassungswilligkeit trennt die Wege seiner Urheberin und Empfängerin nicht nur im ideellen Sinne. Beide mögen sich des besagten Heilmittels gegen ihr eigenes Fremdsein bedienen, doch nur Anna überlebt, allerdings ohne sich als Nutznießerin von Lügen zu empfinden. Vielmehr erduldet sie die Lebenseinstellung, die sie beide durch die Gräueltaten bringen soll. Sie beschreibt ihre Ausdrucksformen sachlich, beinahe teilnahmslos – selbst wenn es um ihre eigene Vergewaltigung geht. Sie muss ihre sexuelle Erniedrigung hinnehmen, ihre Mutter aber steht dem Jurij freiwillig mit Liebesdiensten zur Verfügung – und in einer der nächsten Episoden kommt sie bei einem Bombenattentat um.

Ist Fremdheit durch Verlogenheit überwindbar? Der Roman entwirft zwei alternative Fluchtmöglichkeiten, vereitelt sie aber in der brutalen Wirklichkeit. Ein Pianist, der bei geöffnetem Fenster seines Hauses vor sich hin übt, zieht mit den Klängen der „Für Elise“ und der „An die Freude“ die lauschende Chronistin in den Bannkreis der Kunst, bis sein gewaltsamer Tod die Zuflucht zur reinen Musik versperrt. Mit einer anderen Nebengestalt taucht Anna zeitweise in die Welt der ehrlichen und solidarischen Mädchenfreundschaft hinein, die jäh endet: Amélie wird Opfer eines Geiseldramas, das nach jenem in Beslan (September 2004) modelliert ist. Um die Trostlosigkeit weiter zu vertiefen, lässt der Autor zuvor den Pfarrer zu einem der wenigen unmittelbar moralischen Vorsätze im Buch ausholen: »Jene, die anders sind, als wir, sind nicht unbedingt schlecht. Auch die Soldaten sind Fremde, ebenso wie die Barbaren, die hier leben. Wir kommen mit diesen und jenen gut aus. Wenn sie keine Bomben legen, wenn sie uns nichts zuleide tun, dann tun wir ihnen auch nichts Schlechtes. [...] Gott lehrt, unser Schicksal in Ruhe zu ertragen. [...] Wer zur Waffe greift, der wird durch die Waffe umkommen. Das sagt die Schrift. Es gibt unter uns wie unter ihnen solche und solche. Gute und schlechte Menschen. [...] Man sollte sie lassen. In Frieden. Und dann würden auch sie in Frieden mit uns leben. Es gibt keinerlei Unterschiede zwischen Mensch und Mensch.« (S. 204-205.)

Der Leser bleibt bis zum Schluss gespannt, welches Unglück denn noch diese Weisheit widerlegen wird. Und auf welchem Deutungsstrang jener Einfluss aus der französischen Literatur am ehesten nachvollziehbar wäre, den der Autor mit dem Haupttitel des Buches andeutet und mit dem vorangestellten Motto, das er dem beinahe gleichnamigen Roman von Albert Camus entliehen hat, bestätigt.<sup>1</sup> Schlussendlich bahnt sich ein Ausweg aus der Ausweglosigkeit an, das Gefühl der Beklommenheit werden wir aber nicht los. Anna gelangt über ein Kellerverlies in einen unterirdischen Gang, wo sie – in Anspielung auf „Die Pest“ von Camus – Ratten folgt, *dreißeig Minuten vor dem Krieg*, der in diesem Buch schließlich doch nicht ausbricht. Was bleibt, ist die Einsamkeit, nun aber wenigstens jene der Hoffnung auf das Tageslicht: »Es ist still um mich herum. Ich ruhe mich aus. Beim Ausruhen beobachte ich die Ratten. Wo sie laufen, werde auch ich gehen. Denn dort ist die Befreiung. Ich bin vollkommen allein.« (S. 241.)

---

<sup>1</sup> »Peut-être à cause des ombres sur son visage, il avait l'air de rire.« (»Vielleicht ließen die Schatten auf seinem Gesicht es so aussehen, als lachte er.« L'Étranger, I, 6. Übers. Georg Goyert – H. C. Brenner, 1948.)

Der Roman des 1959 geborenen András Petőcz hat in der kulturellen Publizistik und Literaturkritik Ungarns recht hohe Wellen geschlagen. Seine durchweg günstige, bisweilen überschwänglich lobende Beurteilung ist nicht zuletzt mit den Assoziationen erklärbar, die er im aktuellen ungarischen Diskurs über nationale Identitäten und Nationalismen zu wecken vermag. Der in Ungarn mehrfach ausgezeichnete Dichter, Romancier und Publizist gab bei der Buchpräsentation in der Budapester Autorenbuchhandlung an, »das, was sich schon zugetragen hat, neu erfunden und zur Fiktion gestaltet zu haben.«<sup>2</sup> Diese Selbstzuordnung zur belletristischen *Faction*-Gattung ist an mehreren Stellen nachvollziehbar, am leichtesten in den Szenen, die an das Geiseldrama von Beslan erinnern. Das Faktische im Werk ergibt sich aber noch prägnanter aus dem Motiv der *Andersartigkeit* als Ursache der *Fremdheit*, das den Autor seit frühen Schaffensjahren persönlich und künstlerisch beschäftigt und diesen mannigfaltig abstrahierten Konfliktstoff auch regionalspezifisch durchsetzt. In einem Rundfunkgespräch verortete Petőcz seinen Roman in der Reihe der literarischen Verarbeitungen des weltumspannenden Terrorismus, bezog sich aber zugleich auf den in Mitteleuropa »erstarkenden Radikalismus«, der individuelle Eigenarten bedrohe. »Mein Buch«, leistete er den Zuhörern interpretatorische Mithilfe, »handelt vor allem hiervon: wir sind alle Fremde, wir sind es auch in unserer Heimat.« Es ist bemerkenswert, dass der Schriftsteller, der seit den frühen 1990er Jahren zeitweise in Frankreich lebt, in diesem Zusammenhang einen ungarisch-französischen Ländervergleich zog und dabei der Fremdenfeindlichkeit in Ungarn größere Ausmaße bescheinigte als jener in seiner Wahlheimat. Mit dieser Meinung deutete er zugleich seine Sympathien im innerungarischen Ideologiestreit zwischen dem sozialistisch-liberalen Regierungslager und der nationalkonservativen Opposition an.<sup>3</sup>

Dieser Roman vollbringt es, gleichzeitig auf zwei Bedeutungsebenen authentisch zu sein, allerdings bewegt sich sein Text nur auf jener des globalisierten Spannungsverhältnisses zwischen Individuum und Umwelt. Der andere Kontext führt gewissermaßen ein paralleles Eigenleben, soweit er sich dem ungarischen Publikum nicht zuletzt aus der Biographie des Autors erschließt. Bei Erscheinen des Buches nach den Gründen für seine motivische Vorliebe befragt, kam Petőcz auf die jüdisch-christliche Tradition Europas zu sprechen, die sich väterlicherseits in der gemischten Herkunft seiner Familie niederschläge, und die er im Bekenntnis zu seiner eigenen jüdischen Identität als geistesgeschichtliche Quelle für das Freiheitsrecht des Individuums auffasse, »außenstehend« zu sein: »Ich persönlich falle seit meiner Kindheit überaus gerne aus der Reihe. Ich liebe es, außenstehend zu sein, und denke, dass es gut ist, ein Fremder zu sein. Ich will mich nicht vermischen.« Im gleichen Gespräch betonte Petőcz, dass ihn die Geschichte seines großmütterlichen Familienzweiges tief beeindruckt habe. Die Konversion der Urahnen zum Christentum, die bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts dennoch anhaltende Pflege der jüdischen Tradition, dann deren Verheimlichung, schließlich Verneinung durch den Vater, der »bis heute nicht den Mut hatte, sein Judentum anzunehmen« – diese Tatsachen hätten »wahrscheinlich« bewirkt, dass die »Andersartigkeit, die Fremdheit meine Grundidee ist.«<sup>4</sup>

<sup>2</sup> <http://www.koznev.hu/cikk.php?rov=10&uid=603> (30. Juni 2008).

<sup>3</sup> <http://www.168ora.hu/cikk.php?id=7480> (30. Juni 2008).

<sup>4</sup> <http://www.szombat.org/2007/080131PetoczAndrasinterju.htm> (30. Juni 2008).



Der Roman „Fremde. Dreissig Minuten vor dem Krieg“ atmet die Luft dieser geistigen Stimmungslage, er pulsiert aber auch, wenn letztere unerkannt bleibt. Er ist bereits im textgebundenen Innenleben der Handlung ein inhaltlich und stilistisch geschlossenes Ganzes. Seine doppelte Authentizität dürfte im Falle einer deutschsprachigen Ausgabe nicht in künstlerischer, sondern in verlagspolitischer Hinsicht die Frage aufwerfen, ob und inwieweit die persönliche Dimension der Problemstellung bei der Vermarktung berücksichtigt werden sollte. Der Autor würde sich dem vermutlich nicht widersetzen. Die Virtualität der Beklommenheit, die seine Erzählung versprüht, ist jedenfalls kraftvoll genug, um schon bei jenen Lesern eine fruchtbare intellektuelle Unruhe zu stiften, denen weder die jüdisch-christliche Identitätsdiskussion in Ungarn noch deren national- und parteipolitischen Bezüge bekannt sind. Das Buch versetzt in eine Nachdenklichkeit, deren Spannung gerade von der zeitlich-örtlichen Unbestimmtheit der Herausforderung lebt, das Ureigene über Formen und Stufen der Bedrohung, Abkapselung und Anbiederung hinweg für einen Ausgleich mit *anderen* Andersartigkeiten zu bewahren.

Zsolt K. Lengyel

München

### Interferenzen

MAKKAY, JÁNOS: *Szarvasok, lovak, szemfedők, üstök és tálak. Indoiráni (indoárja) sajátosságok a finnugor és a magyar régiségben, és keltezésük kérdései* [Hirsche, Pferde, Leihentücher, Kessel und Schüsseln. Indo-iranische (indo-arische) Eigentümlichkeiten im finno-ugrischen und ungarischen Altertum und die Fragen ihrer Datierung]. Budapest: Selbstverlag 2007. 93 S. = Tractata Minuscula 59.

Der seit einem halben Jahrhundert tätige ungarische Archäologe János Makkay hat vor zehn Jahren eine auf seinem Fachgebiet wenig übliche Publikationsform auf den Weg gebracht. Neben Werken in Buchform und Aufsätzen sowie mehr als dreihundert Buchbesprechungen in Fachzeitschriften veröffentlicht er im Selbstverlag unter dem Titel „Tractata Minuscula“ eine Reihe vor- und frühgeschichtlicher Monographien mit je 100-130 Seiten. Im Mittelpunkt seiner Betrachtungen stehen die Vorgeschichte der Ungarn und des Karpatenbeckens sowie die bis ins Paläolithikum zurückreichenden Beziehungen der uralischen (finnisch-ungarischen) und indogermanischen (indo-iranischen) Völker in der osteuropäischen Waldzone beziehungsweise im Steppengebiet, dies im Lichte der archäologischen Funde. Bekanntlich weichen die Ansichten hierzu in vielen Punkten stark voneinander ab. Dementsprechend wurden die umstrittensten Fragen von Makkay in mehreren Aufsätzen der „Tractata Minuscula“ untersucht. Einige Beispiele: „Ein ungarischer Aussenstehender über die Herkunft der uralischen finnisch-ugrischen Völker“ (*Egy magyar amatőr véleménye az uráli finnugorság származásáról*, I-II.), 1997, Nr. 9; 2002, Nr. 30: Urheimat in der Steinzeit in der Waldzone zwischen dem Baltikum und dem Ural-Gebirge, im Süden indogermanischen Völker angrenzend; Nr. 15-16: „Geschichte von Walther Starkhand“ (*Ekkehard barát: Vita Valtharii manu fortis / Erős kezű Valter története*), 1999, Nr. 15-16: Falsche Gleichsetzung von Hunnen, Awaren und Ungarn in den mittelalterlichen Quellen sowie These des Verfassers über die Ansiedlung einer ungarisch sprechenden Bevölkerung im Karpatenbecken etwa um